

„Ich liebe Musik, wenn sie mir etwas Neues erzählt“

Die Komponistin Iris ter Schiphorst erhält den „Heidelberger Künstlerinnenpreis“ im Philharmonischen Konzert am kommenden Mittwoch

Von Matthias Roth

Im Rahmen des Philharmonischen Konzerts am 25. Februar in der Stadthalle wird Iris ter Schiphorst mit dem diesjährigen „Heidelberger Künstlerinnenpreis“ ausgezeichnet. Wir sprachen vorab mit der in Berlin lebenden Komponistin, von der bei dieser Gelegenheit zwei Werke aufgeführt werden.

> Frauter Schiphorst, sie werden mit dem „Heidelberger Künstlerinnenpreis 2015“ ausgezeichnet. Glauben Sie, dass es noch zeitgemäß ist, eine Auszeichnung zu vergeben für Frauen in der Kunst, speziell in der Musik?

Das würde ich eindeutig mit Ja beantworten. Ich sage Ihnen auch, warum: Die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun konnte uns auch bei „klangzeitort“ in Berlin erklären, warum es immer noch so wenige Frauen gibt, die als Komponistinnen in Erscheinung treten. Wir sind da auf ganz erschreckende Zahlen gekommen: Bei der Gema etwa sind glaube ich nur sechs Prozent der registrierten Frauen – vielleicht sind es auch 8 %. Bei Veranstaltungen oder Festivals steht das Verhältnis von Komponistinnen zur Zahl derer, die hier aufgeführt werden, ebenso im eklatanten Widerspruch. Aus diesem Grund setzt der Heidelberger Preis ein Zeichen, dass es tatsächlich komponierende Frauen gibt und sich die Komponistinnen dadurch auch gestärkt fühlen. Zumindest muss ich zugeben, dass es mir nun so gegangen ist.

> Der Preis ist etwa 30 Jahre alt, und es hat sich seither so wenig geändert?

Das ist das Erschreckende! Man will es nicht wahrhaben, aber es ist die bittere Wahrheit. In Berufen wie der Regie oder auch der Bildenden Kunst hat sich das komplett verändert, das konnten wir auch sehen. Aber im Bereich Musik wirkt offenbar noch eine Tradition nach, die aus dem 19. Jahrhundert herüber weht. Die Riemann'sche Vorstellungen, dass Frau-

en das einfach nicht können, wirkt bis heute nach. Auch in den Kompositionsklassen sind Studentinnen stark in der Unterzahl, obwohl es in den Instrumentalfächern ganz anders ist. Auch bei Dirigentinnen sehen wir, dass junge Frauen sich schwertun bei der Wahl dieses Berufs.

> Kommen wir auf Ihre eigene Musik: Wir hören in Heidelberg ein groß besetztes Orchesterwerk „Zerstören II“ (2006). Hat „Zerstören I“ nichts gebracht, dass Sie es wiederholen müssen?

Nein! Sie müssen sich das Leben eines Komponisten so vorstellen, dass man sich sehr intensiv mit einer Thematik beschäftigt und sich eine Möglichkeit erarbeitet, es in eine Form zu bringen. Aber dann merkt man, dass das Thema noch nicht ausgeschöpft ist und es lohnend scheint, daran weiter zu arbeiten.

> Ihr erstes Werk dieses Titels war ein Ensemblestück ...

... richtig. Geschrieben für das Festival in Witten. Schon während der Arbeit daran hat sich der Wunsch ergeben, das Thema weiter auszumalen, in anderen Farben zu beleuchten, es in ein Orchester zu übertragen, das dann natürlich noch ganz andere Wege geht. „Zerstören I“ war Ausgangspunkt für die zweite Komposition.

> Von ganz anderer Art – das sieht man schon an der Partitur – ist das zweite Stück, ein Solowerk für Kontrabassklarinette. Wie kam es dazu?

Ich arbeite gerne mit Solisten zusammen, die ich gut kenne. Theo Nabicht, dem das Stück gewidmet ist, ist ein ganz herausragender Solist auf speziell diesem Instrument. Mit ihm zusammen konnte ich ganz andere Dinge versuchen und schreiben als für ein ganzes Orchester. Das liegt am Format des Solostücks.

> Es heißt „Orpheus 2015 / die Aufgabe von Musik“. Was hat es damit auf sich?

In Heidelberg erklingt nur ein Teil dieses



Die Komponistin Iris ter Schiphorst wird am kommenden Mittwoch mit dem „Heidelberger Künstlerinnenpreis“ ausgezeichnet. Foto: Astrid Karger

Werkes, das ein groß angelegtes Solo ist und noch einen weiteren Teil haben wird. „... die Aufgabe von Musik“ ist dabei durchaus mehrdeutig gedacht und auch das Wort „Aufgeben“ ist darin enthalten. Dahinter verbergen sich Fragen wie: „Was kann Musik heute?“, „Was sagt Musik überhaupt?“ oder „Was will ich als Komponistin ausdrücken?“ Es geht darum, meine Grenzen und die Grenzen des Ausdrucksmittels Musik zu erkunden.

> Auch der Titel „Zerstören“ macht natürlich nachdenklich. Was war der Anlass für diese Kompositionen?

„Zerstören“ ist ja schon ein älteres Stück,

und damals kam es mir so vor, als wären ganz besonders archaische Kräfte im globalen politischen Geschehen am Wirken. Ich mag gar nicht genauer darauf eingehen, aber es war ein beängstigendes Klima gewesen, das mich extrem beschäftigt hat – so wie heute eigentlich auch. Ich bin eine Komponistin, die sich nicht von so etwas frei machen kann und die auf das, was sie umgibt, künstlerisch reagiert. Meine Musik ist – wenn Sie so wollen – eine Reaktion auf das, wie ich Welt wahrnehme und rezipiere. Aber der Titel ist ebenfalls zweideutig, denn dahinter steht auch die Utopie, dass man erst durch Zerstörung das Alte, Ungerechte, Fest-

gefahrene hinter sich lassen kann, um zu etwas Neuem aufbrechen zu können.

> Auffallend an Ihrem Oeuvre ist die dauerhafte Beschäftigung mit der Elektronik, die den üblichen instrumentalen Vorrat erweitert. Wie ist das in diesen beiden Stücken?

Auch hier spielt das eine Rolle. Das hat einerseits damit zu tun, das ich eine bestimmte Klangvorstellung habe, die auch das Orchester betrifft. Sie haben den Begriff „Erweiterung“ selbst genannt, und es geht mir in der Tat um eine Erweiterung, aber auch um eine Art klangliche Öffnung hin auf Welt. Also darum, sozusagen den klassischen Konzertraum zu überschreiben mit Klängen und Geräuschen, die normalerweise nicht in ihn hinein gehören.

> Aus Ihrer Biografie weiß ich, dass Sie angefangen haben mit Rockmusik. Spielt diese heute noch eine Rolle bei Ihrer Arbeit?

Da muss ich Sie korrigieren: Angefangen habe ich mit Klavierunterricht, und einen Großteil meiner Lebenszeit habe ich mit klassischer Musik verbracht: Meine Mutter war Pianistin und ich habe Klavier studiert, und dann erst – die zeitliche Abfolge ist da nicht unbedeutend – bin ich zeitweise in das Genre Rockmusik gewechselt. Das hatte mit dem Ausprobieren von anderen Musiken zu tun, die ich mir auf diese Weise erschlossen habe.

> Spielen diese Genres heute noch eine Rolle für Sie?

Ich liebe Musik, und ich kann gar nicht sagen, dass ich diese oder jene mehr mag als die andere. Ich liebe Musik, wenn sie spannend ist und mir etwas Neues erzählt.

Info: Philharmonisches Konzert in der Stadthalle Heidelberg am Mittwoch, 25. Februar, 20 Uhr. Einführung um 19.15 Uhr.

Aus dem Chaos kristallisieren sich die Gedanken

Zum 150. Geburtstag von Jean Sibelius wurde der Zyklus seiner Sinfonien von den Berliner Philharmonikern aufgeführt

Von Dietrich Bretz

Als sich Jean Sibelius und Gustav Mahler 1907 in Helsinki kennenlernten, prallten in Disputen ihre ganz unterschiedlichen Auffassungen über das Wesen der Sinfonie aufeinander. Bewunderte Sibelius an dem Genre vor allem die „Strenge des Stils und die tiefe Logik, die zwischen allen Motiven einen inneren Zusammenhang erzeugt“, opponierte Mahler: „Nein, die Sinfonie muss sein wie die Welt. Sie muss alles umfassen.“

Während sich Mahlers musikalisches Universum bei den großen Orchestern längst Hausrecht erobert hat, ist die Rezeption des Oeuvres von Sibelius, zumal in Deutschland, bis heute eingeschränkt. Irrige Ansichten, die den Finnen als einen vermeintlich konservativen „Natur“-Komponisten zeichneten, gipfelten in der diffamierenden Meinung von René Leibowitz, Sibelius sei „der schlechteste Komponist der Welt“.

Um so signifikanter, dass ein Dirigent wie Simon Rattle sich schon seit vielen Jahren mit Leidenschaft für Sibelius

engagiert. Ehrensache, dass der Dirigent mit seinen Berliner Philharmonikern heuer zum 150. Geburtstag des Tondichters den bereits vor fünf Jahren vorgestellten Zyklus der sieben Sinfonien erneut präsentierte und diesen auf einer Konzertreise nach London im Gepäck hat.

Ein vielgestaltiges musikalisches Terrain war da zu erschließen – ein sinfonischer Kosmos, entstanden im Zeitraum von 1898-1924. Den Auftakt machten die noch am ehesten bekannten Sinfonien Nr. 1 und 2, die ihre Herkunft noch aus nationalromantischen Tongefilden nicht leugnen. Gleichwohl ist die Ansicht verfehlt, die beiden Werke seien noch verkappte Programmmusik. Instrukтив besonders der 2. Abend, an dem Rattle die einen Wendepunkt markierende 3. Sinfonie mit der tief tragischen 4. konfrontierte. Eine Klangwelt ganz eigener Art, die sich von spätromantischer Pathetik verabschiedet und konzise thematische Formulierung auf ihre Fahnen geschrie-

ben hat, begegnete uns in der kaum bekannten Dritten.

Welche klangliche Transparenz bei kleiner Streicherbesetzung vermochte Rattle im klassizistisch-leichtfüßigen Kopfsatz zu erreichen, und wie nuancenreich ließ er mit den Musikern die Variationen des Andantino erstehen. Bis dann im Finalsatz aus einer Anzahl verstreuter Motivfloskeln ein hymnenartiges Hauptthema sich bildete – die „Kristallisation eines Gedankens aus dem Chaos“ (Sibelius). Als Pendant erschien die Vierte – geprägt von pessimistischem Charakter und einer spröden Klangwelt.

Als Einspruch gegen die Moderne geschrieben, wurde sie kurioserweise Sibelius' innovativste Tonschöpfung. Mit faszinierender Einfühlung vermochten die Philharmoniker die so kontrastvollen, spannungsreichen Klangbilder auszuformen. Geradezu bestürzend wirkte das unerwartete Erlöschen des Klangflusses im Finalsatz.

Denkwürdiger Zyklus unter Simon Rattle

Heidelberger Superwaffe

Gedankenexperiment: Eberhard Malwitz' Krimi „Neckarstrahl“

Von Marie-Theres Justus

Ein Strahl, der alle Materie, auf die er stößt, verschwinden lässt; ein Strahl, der um Ecken biegt und auf Befehl stoppen kann; ein Strahl, der eine Superwaffe ist. Natürlich weiß Eberhard Malwitz, Autor des Kriminalromans „Neckarstrahl“ und selbst von Haus aus Naturwissenschaftler, dass so etwas physikalisch nicht machbar ist. Trotzdem lässt er sich auf das Gedankenexperiment ein.

Der Protagonist Eric Weiß forscht in Heidelberg und macht hier diese sensationelle Entdeckung. Was zunächst unkontrolliert über dem Neckar strahlt, zieht ihn so in den Bann, dass er Frau und Kind verlässt und eine ererbte Forschungseinrichtung auf einer karibischen Insel bezieht.

Hier verfeinert er die Technik so, dass er die absolut unschlagbarste Waffe besitzt. Soll er sie einsetzen? Die Geschichte lehrt ihn, dass das keine gute Idee ist. Aber er könnte Atomtests im Iran stoppen. Wäre es nicht fahrlässig, das nicht zu tun? Bald sind Weiß die Geheimdienste auf den Fersen – und die große Liebe hat er auch gefunden.

Malwitz erzählt in atemberaubendem Tempo eine gut konstruierte und spannende Geschichte, die zu einem Teil in Heidelberg spielt, mit zahlreichen Wendungen und sympathischen Protagonisten. Allein der Erzählstil wirkt bisweilen etwas hölzern und erinnert an Aufsätze. Auf der anderen Seite können auch Nicht-Physiker problemlos den naturwissenschaftlichen Erklärungen und Fragestellungen folgen, die durchaus zum Nachdenken anregen.

Info: Eberhard Malwitz, „Neckarstrahl“, Wellhöfer Verlag Mannheim, 320 Seiten, 11,90 Euro.

Solist Grubinger

dpa. Mit einem ambitionierten Programm geht das Schleswig-Holstein Musik Festival (SHMF) in seine kommende 30. Spielzeit. Geplant sind 178 Konzerte in 104 Spielstätten. Das Solistenporträt werde in diesem Jahr dem Schlagzeuger Martin Grubinger gewidmet sein, sagte Festivalintendant Christian Kührt am Freitag bei der Vorstellung des Programms in Lübeck.

Für eine lebendige Erinnerungskultur

Douglas Wolfspersgers Dokumentarfilm „Wiedersehen mit Brundibár“ – Jugendtheaterprojekt zu einer Oper aus dem KZ Theresienstadt

Von Wolfgang Nierlin

Sie heißen Annika, Ikra und David, kommen aus schwierigen Familienverhältnissen und haben vor allem deshalb schon einiges durchgemacht in ihren noch jungen Leben. Es gibt für sie biografische Brüche, die ihren Lebensweg in ein Davor und ein Danach teilen: In eine Vergangenheit mit Drogenerfahrungen, Angstzuständen und familiären Konflikten einerseits sowie in deren Bearbeitung andererseits.

Die Jugendtheatergruppe der Berliner Schaubühne, die dabei hilft und diesen Prozess begleitet, heißt deshalb „Die Zwiefachen“. Unter Anleitung der engagierten Theaterpädagogin Uta Plate proben und erarbeiten sich die Jugendlichen Hans Krásas Kinderoper „Brundibár“, die zwischen 1942 und 1944 über fünfzig Mal im KZ Theresienstadt von jüdischen Kindern aufgeführt wurde. Um ihrer kranken Mutter durch den Verkauf von Milch zu helfen, schließen sich in dem Stück Kinder zusammen, um gegen den mächtigen, titelgebenden Leierkastenmann zu kämpfen.



Zeitzeugin Grete Klingsberg (l.) erzählt einer Schülerin von ihren Tagen in Theresienstadt. Foto: Filmverleih

Was hat die Vergangenheit mit der Gegenwart und dem eigenen Leben zu tun?, fragt Douglas Wolfspersger in seinem neuen Dokumentarfilm „Wiedersehen mit Brundibár“. Denn die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen ist für ihn längst nicht abgeschlossen oder gar „auser-

zählt“. Vielmehr gilt für ihn: „Wie gestaltet man eine lebendige Erinnerungskultur ohne ritualisierte Gesten?“ Gerade das ist der Punkt, an dem die anfangs wenig begeisterten, von ihrem diesbezüglichen Geschichtsunterricht angeödeten Jugendlichen Möglichkeiten entdecken, ihren persönlichen Erfahrungshintergrund in die Auseinandersetzung mit der Oper einzubringen. Neben den Gesangs- und Spielproben sind es deshalb vor allem diverse Gesprächsrunden, in denen die jungen Theatermacher ihre persönliche Beziehung zur Kinderoper und der dahinter stehenden Geschichte entwickeln.

„Nach Brundibár“ lautet infolgedessen der Titel ihres aktualisierten, eigene

Betrachtungen und Spielszenen integrierenden Projektes. Einen entscheidenden Anbruch beziehungsweise Durchbruch in ihrer Beschäftigung erfahren die Jugendlichen aber vor allem durch ihre Begegnung mit der herzenguten, sehr offenen und einfühlsamen Zeitzeugin Grete Klingsberg, die, 1929 in Wien geboren, damals in fast allen Aufführungen die Rolle der Annika sang und zu den wenigen Überlebenden gehört.

Ihre lebendigen Erinnerungen erlauben den jugendlichen Darstellern persönliche Zugänge und Identifikationsmöglichkeiten. So gelingt über die Arbeit an der Oper hinaus auch eine intime Annäherung an den Holocaust. Grete Klingsbergs Erzählung von der Ermordung ihrer jüngeren Schwester Trude zählt diesbezüglich zu den traurigsten und bewegendsten Momenten des Films, der bei einem Gegenbesuch in Jerusalem endet und dem es nicht zuletzt um Versöhnung geht.

Info: Heidelberg, Karlstorkino: 21. und 22. Februar. Zusätzliche Schulvorstellungen auf Anfrage möglich.